

Doro Wiebe

Im System

Roman

scm | R. Brockhaus

© R. Brockhaus Verlag Wuppertal 2007

Umschlag: Maike Heimbach, Witten

Satz: Christoph Möller, Hattingen

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN: 978-3-417-24983-5

Bestell-Nr. 224.983

1

Ich bin nicht verrückt. Verrückt ist, wer ohne Verstand handelt. Mein Verstand funktioniert hervorragend. Eigentlich müsste jeder vernünftig denkende Mensch meine Überzeugungen teilen. Mein Vorhaben unterstützen. Und um es von vornherein klarzustellen: Eben die Tatsache, dass nicht alle das tun, ist die eigentliche Tragödie dieser Geschichte. Meiner Geschichte.

Aber ihr sollt die ganze Wahrheit erkennen. Damit ihr die Chance habt, den richtigen Weg zu gehen. Und zu verstehen.

Deshalb erzähle ich euch alles. Ich werfe einen letzten Blick zurück. Auf den Teil meines Lebens, der es verdient, als Leben bezeichnet zu werden. Danach werde ich nur noch nach vorne schauen.

Heute ist der 13. September. Mein Name ist Renata Sander. Ich bin eine Kämpferin.

Ich habe keine Zweifel an dem, was ich tue. Ich bin ganz ruhig. Alles macht Sinn. Alles seit diesem Moment am 28. August letzten Jahres.

Ich sehe Dr. Bachmann noch vor mir, als sei es gestern gewesen. Wie er seine kleine Rede schließt mit dem Satz: »Das Allerwichtigste ist aber: Befolgen Sie das System!« Er lächelte breit, schlug meine Mappe zu, stand schwingvoll aus seinem schwarzen Lederschreibtischsessel auf, dem größten, den ich je gesehen habe, und streckte mir seine mächtige Hand mit den dunklen Haaren auf den Fingern entgegen. Auch die größte, die ich je gesehen habe.

Im Nachhinein kann ich nicht mehr sagen, ob es die Haare waren, die mich von der wesentlichen Frage ablenkten, der wuchtige Stuhl, der, von Dr. Bachmanns Schwung angetrieben, zielstrebig gegen die Wand hinter ihm rollte, oder die langsam in mein Bewusstsein durchsickernde Wahrheit, dass ich in diesem Moment meinen ersten ernst zu nehmenden Job in der Tasche hatte.

Ich hatte gerade das Studium der Geschichte und der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaften abgeschlossen, das Volontariat beim »Weltkurier« würde fast nahtlos daran anschließen. Es war eigentlich zu perfekt, um wahr zu sein.

Ich bin keine von diesen verwöhnten Prinzessinnen, in deren Leben

einfach alles glattgeht. Ich musste immer kämpfen. Jedes Glück meines Lebens, jeder Erfolg und jeder Fortschritt waren das Ergebnis von Bemühungen, die immer auch von Rückschlägen und Pech gesäumt wurden. Bis zum 28. August. Und deshalb konnte ich kaum fassen, was Dr. Bachmann da eben gesagt hatte. Der »Weltkurier«! Ausgerechnet der »Weltkurier«! Ich hatte mich auch bei anderen Zeitungen und Zeitschriften beworben. Von der Berliner Redaktion der »Bild-Zeitung« über das »Spandauer Journal« bis zum »Arznei-Telegramm«. Alle in Berlin und Umgebung.

Seit ich mit Sara wegen des Studiums in diese Stadt gezogen war, wusste ich, dass ich hier bleiben wollte. Sara, die meine beste Freundin gewesen war, seit ich denken kann, wie ich sie jetzt nennen soll, weiß ich nicht. Es spielt auch keine Rolle mehr.

Am 28. August hatten wir gerade vier Jahre in unserer Berliner Vierer-WG hinter uns, gefüllt mit all dem, was wir als bedeutend empfanden. Den täglichen Latte macchiato, die Gespräche über männliche Geschmacksverirrungen in Bezug auf Haarschnitte und Kennenlernmethoden, das stundenlange Sinnieren über den Sinn und Unsinn von guten Vorsätzen und schlecht übersetzten Gebrauchsanleitungen. Gemeinsames Lernen vor Prüfungen, Schlängestehen vor der Aldi-Kasse, Pizza vorm Schlafengehen. Uns war klar, dass damit Schluss war. Nicht weil sich an unserer Freundschaft irgendetwas geändert hätte. Aber wir fühlten, wie Vernunft und Berufsleben nach uns griffen, wie das Erwachsensein sein Recht forderte und eine Phase unseres Lebens mit jeder verrinnenden Minute zur Vergangenheit wurde.

Sara würde zurück nach Mainz ziehen und im Verlag ihres Vaters arbeiten. Das hatte sie schon vor unserem Studium so geplant. Mich zog außer meiner Freundin nichts mehr in die alte Heimat. Einen Moment lang hatte ich darüber nachgedacht, trotzdem die eine oder andere Bewerbung ins Rhein-Main-Gebiet zu schicken, und es dann doch nur in Berlin versucht. Ich hatte mit einer Absage nach der anderen gerechnet. Als ich die ersten drei in meinem Briefkasten fand, nahm ich es äußerlich gefasst und innerlich als Bestätigung meines Selbstbildes.

Doch dann traf die Einladung zum Vorstellungsgespräch beim »Weltkurier« ein. Meinem absoluten Favoriten. Das in der Stellenausschreibung erläuterte Konzept hatte mich auf Anhieb überzeugt:

Informationen aus Deutschland und der Welt, aus nationaler Sicht bewertet, für im Ausland lebende Deutsche. Ich wurde ganz euphorisch. Auch weil der Verlag, so das Inserat, gerade erst gegründet worden war. Das schmeckte nach Pioniergeist, nach der Chance, einen Weg von Anfang an mitzugehen und Teil von etwas Neuem zu sein. Trotzdem musste ich davon ausgehen, dass mein Brief in einer Flut von Bewerbungen untergehen würde.

»Bewirb dich auf jeden Fall! Das passt zu dir!«, hatte Sara gesagt. Und mich lachend an den Moment erinnert, als ich im vorigen Sommer im Last-Minute-Urlaub auf Kreta versucht hatte, einem der Kellner zu erklären, wie das politische System in Deutschland funktioniert.

Und so hatte ich dem »Weltkurier« meinen Lebenslauf, Foto und Zeugnisse geschickt, dazu einen freundlichen Brief, in dem auch der kretische Kellner Erwähnung fand. Ich hielt mich für absolut chancenlos. Und war zu meiner Überraschung eben doch zu einem ersten Gespräch eingeladen worden – das ich höchstens mittelmäßig erfolgreich hinter mich brachte. Mein Geständnis, dass ich weder Verwandtschaft noch Freunde habe, die im Ausland leben, war mir für eine Zeitung wie den »Weltkurier« als unbedingtes K.o.-Kriterium erschienen. Aber in der Reihe der Ereignisse, die mein Selbst- und Weltbild erschütterten, folgte als Nächstes der Anruf von Dr. Bachmann persönlich: Es gäbe gute Nachrichten, ich solle doch bitte am nächsten Tag wieder vorbeikommen.

Ein paar Fragen hatte er mir an besagtem 28. August noch gestellt, die ich damals eher als Small Talk denn als Gespräch zwischen Chef und Bewerberin empfunden habe. »Haben Sie ein gutes Verhältnis zu Ihren Eltern?« »Waren Sie in der Schule und an der Universität beliebt?« »Haben Sie jemals Auszeichnungen erhalten für sportliche oder andere nennenswerte Erfolge?« Nichts davon konnte ich so positiv beantworten, wie ich es auch ohne Dr. Bachmanns Fragen gerne getan hätte.

Aber auch das schien keinen Unterschied zu machen. Denn am Ende unseres zweiten Gesprächs stand der Chefredakteur des »Weltkurier« in seinem dunkelbraunen Anzug vor mir, ohne Krawatte, den obersten Knopf des weißen Hemdes leger aufgeknöpft. Und seine behaarte Hand, die ich inzwischen ergriffen hatte, brachte mein Selbstbild

endgültig ins Wanken. Ihr bedeutungsvolles Schütteln besiegelte, was mir wie ein unerreichbarer Traum erschienen war.

»Jetzt sind Sie eine von uns, Renata.«

Seine tiefe Stimme war so kräftig wie sein Körperbau. Die ganze Erscheinung des Endfünfzigers löste in mir gleichzeitig Respekt und ein wohliges Gefühl der Geborgenheit aus. Eine Mischung, die ich noch ein Jahr lang bei jeder Begegnung mit ihm so empfinden würde.

Heute fühle ich nur Trauer und Hass, wenn ich ihn sehe. Damals, in seinem Büro, war das einnehmende, herzliche Lächeln noch neu für mich, und ich sog es auf wie ein trockener Schwamm. Trockene Schwämme können nicht unterscheiden zwischen sauberem und schmutzigem Wasser.

»Ich freue mich«, sagte ich mit von ungläubigem Glück ersticker Stimme.

Vom dritten September an würde ich fünf Tage die Woche das Gebäude des »Weltkurier« als mein zweites Zuhause ansehen, würde lernen, schreiben, Ideen umsetzen, neue Welten entdecken. Der nächste Lebensabschnitt wartete auf mich. Ich war bereit für die Zukunft.

Erst als ich aus dem Fahrstuhl trat und mit einem glücklich entrückten Gesichtsausdruck versuchte, mein Schrittempo in Richtung Ausgang auf ein angebrachtes Maß zu drosseln, fiel mir wieder ein, dass ich Dr. Bachmann noch fragen wollte, was er mit dem »System« gemeint hatte. Aber da war es schon zu spät.

Vom System also konnte ich in den letzten Tagen vor meinem Einstieg in die Arbeitswelt noch niemandem erzählen. Nur von der Tatsache, dass ich einen Job hatte. Aber schon das wollten mir manche Leute nicht glauben. Allen voran meine Mutter.

»Das ist eine richtige Ausbildung, ja?«, fragte sie zum dritten Mal. Ich saß zu Hause in der Marienburger Straße auf dem Kopfende meines Bettes, vier Stunden und eine Shoppingtour nach dem bedeutenden Gespräch im »Weltkurier«, und trug Bluejeans und eine rote Nadelstreifenbluse. Eine scheußliche Kombination.

»Ja, Mama!« Langsam nervte es. Wären ihre Fragen von einem irgendwie ermutigenden, positiven Grundton getragen, ich hätte sie alle gerne beantwortet. Tatsächlich steckte in jedem ihrer Worte die

altbekannte kritische Haltung allem und jedem gegenüber, vermischt mit der Bemühung, mir zu verstehen zu geben, dass ich es sowieso nie und nimmer und auf gar keinen Fall jemals zu etwas bringen könnte. Der Geschmack von Lebensenttäuschung, die durch immer neue Bestätigung tief ins Unterbewusstsein gesickert war.

Es musste ein Schock für sie gewesen sein, dass ich nicht nur mein Studium abgeschlossen hatte, sondern jetzt auch noch den Ausbildungsplatz antreten würde, den sie für mich als unerreichbar betrachtet hatte.

»Zahlen die auch gut?« Ihre Stimme verriet Hoffnung darauf, dass sie das ganz und gar nicht taten.

»Ja, Mama. Sie zahlen gut. Nach Tarif. Ich werde euch ab September nicht mehr um Geld bitten müssen.«

»Aha.« Sie sagte eine Weile nichts. »Hast du denn was anzuziehen für die Arbeit?«, fiel ihr dann noch ein.

Mein Blick wanderte durch das 16-Quadratmeter-Altbauzimmer, in dem ich so sehr zu Hause war wie sonst nirgendwo auf der Welt. Links von mir schloss die glatte Arbeitsfläche des Schreibtisches aus furnierter Birke direkt ans Bett an. Verschiedene Fotos standen darauf, wie ich an die Wand gelehnt. Der Kreta-Urlaub mit Sara, meine Einschulung, Exfreund Ben und ich auf einer Wiese, der Heilige Abend mit meinen Eltern und meinen beiden Brüdern vor fünf Jahren. Der letzte, den wir als Familie gemeinsam verbracht hatten. Weihnachten 2002 hatte ich noch acht Kilo weniger gewogen als im August 2007 und mich trotzdem schon fett gefühlt. Das schwarze Kleid mit dem blauen Glitzer, das ich auf dem Foto trug, passte nicht mehr.

Dafür aber die rote Bluse mit den Nadelstreifen. Sie war neu, genauso wie der graue Hosenanzug, der an einem Bügel außen am Kleiderschrank mir gegenüber hing.

»Ja, Mama, hab ich.« Es ging sie nichts an. Ich wollte nicht weiter mit ihr sprechen. »Du, ich muss Schluss machen«, log ich.

Sie antwortete »Aha« und ich bestellte noch Grüße an Papa. Das tat ich immer, obwohl ich wusste, dass sie es hasste und nur selten mit ihm sprach. Musste wohl sowas wie meine letzte auslebbare Rebellion gegen die Scheidung meiner Eltern sein, ein trotziges Aufbegehren

gegen die Tatsache, dass sie sich nicht leiden konnten. Und das, obwohl auch ich meinen Vater nicht leiden konnte und noch seltener Kontakt zu ihm hatte als meine Mutter.

»Mach's gut, Kleine«, verabschiedete sie sich. »Du auch«, antwortete ich, legte auf und warf das Telefon in den Kissenberg am Ende des Bettes. Mit geschlossenen Augen, den Kopf in den Nacken gelegt, blieb ich an die Wand gelehnt sitzen und entließ die angestaute Luft mit einem lauten Seufzen in die Freiheit.

»Na na, wer belastet denn da seine Aura mit negativen Schwingungen?« Adam hatte es wieder geschafft, mein Zimmer unbemerkt zu betreten, was bei dem uralten, knarrenden Dielenboden eigentlich unmöglich ist. Aber Anschleichen und geräuschloses Bewegen war Teil seines VHS-Intensiv-Kurses »Von Naturvölkern lernen«. Adam war in Erfurt geboren und aufgewachsen und vor zwei Jahren nach Berlin umgezogen. Über eine Annonce hatte er Sara, mich und unsere WG entdeckt und war gleichzeitig mit Mathestudent Friedemann in eins der beiden freien Zimmer gezogen. Er trug bevorzugt schlabberige Hosen, kombiniert mit schlabberigem T-Shirt, dazu Dreadlocks und in sich die Hoffnung, dass »the world a better place« werden könnte, wenn nur alle in »peace« miteinander lebten. Psychologie, Philosophie und Völkerkunde waren sein Leben und seine Studienfächer.

Nachdem ich mich damit abgefunden hatte, dass ich ihn nie wirklich verstehen würde, hatte ich beschlossen, ihn einfach nur gern zu haben. Und wenn er sich nicht gerade anschlich, machte er es mir leicht damit.

»Soll ich Sesamwaffeln oder Brombeer-Dinkel-Muffins für die Party backen?«, fragte er gut gelaunt.

»Schokotorte«, grinste ich ihn an und warf ein Kissen in Richtung seiner gerümpften Nase. Aber um mir seine Ansprache über Vollkorn und weißen Zucker zu ersparen, zwang ich mich zu einem ernsten Gesichtsausdruck und beeilte mich zu sagen: »Klingt beides super! Mach, wozu du Lust hast.«

Was seine Ernährungsprinzipien anging, verstand Adam keinen Spaß. Wenn er einmal von etwas überzeugt war, dann lebte und starb er dafür. Großartiger Charakterzug.

»Hast du mit deiner Mutter telefoniert?«, fragte er plötzlich. In verblüffenden Momenten wie diesem glaubte ich, dass er recht hatte mit

seiner Behauptung, er hätte telepathische Fähigkeiten. Vielleicht konnte er aber auch nur besonders gut an Türen lauschen.

»Ja«, nickte ich. Und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: »Sie ist 'ne dumme Kuh.«

»Ja, das ist sie. Aber sie hat unrecht«, meinte Adam gelassen und sagte dann einen Satz, den ich nie vergessen werde.

»Du wirst in diesem Job deine Bestimmung finden.«

Völlig unbeachtet stand die Größe seiner Worte im Raum und wurde weggewischt von einem banalen nächsten Satz: »Und nur für den Fall, dass du's vergessen hast: Wir feiern das heute noch! Hilfst du mir mit den Muffins?«

Ich schwang mich lächelnd vom Bett, der Feier entgegen, die meine Mitbewohner für mich organisiert hatten. Keine große Sache, nur ein paar Snacks und eine Handvoll Freunde. Aber ich hatte Grund zum Feiern, und den würde ich nutzen.

»Und übrigens«, sagte Adam noch betont langsam und unglaublich pathetisch: »Um langfristig Weltfrieden zu ermöglichen, solltest du nie den Versuch aufgeben, deine Mutter zu respektieren. Außerdem gelten Kühe in einigen anderen Kulturen, besonders der indischen, als heilig.«

Bevor ich ihm eine ironische Antwort und ein weiteres Kissen entgegenschleudern konnte, war er schon geräuschlos aus meinem Zimmer verschwunden.

Ich wandte mich dem Kleiderschrank zu. Und der Suche nach einem anderen Oberteil, um die neue Bluse nicht schon vor meinem ersten Tag als Volontärin mit Teigflecken in einen arbeitsuntauglichen Zustand zu versetzen. Heute weiß ich, dass es besser gewesen wäre, sie frühzeitig zu vernichten.

Vernichtet wurden an dem Abend dann lediglich die Muffins, eine Großpackung Paprika-Chips, die Restbestände unseres Alkohol-Vorrats und mein Lieblingsbecher, den Friedemann mit einer tollpatschigen Bewegung vom Tisch wischte. Sara und Adam lachten darüber, die drei Mitstudenten, die sonst noch da waren und sich mit je einer Flasche Bier direkt in mein Zimmer verzogen hatten, bekamen gar nichts davon mit. Ich lachte auch, obwohl mir nicht danach zumute war. Ich habe mir viel zu viel gefallen lassen zu dieser Zeit. Und mir war noch nicht klar, was für ein unbrauchbarer Zeitgenosse Friede-

mann war. Damals war er nur mein Mitbewohner, ein Mathematiker und Computerfreak ohne bemerkenswerte Interessen, der seine Haare immer auf drei Millimeter abrasierte, weil es so am praktischsten sei. Ein Durchschnitts-Langweiler, der nie störte und über den ich mir keinerlei Gedanken machte. Weil er Teil der WG war, stand gar nicht zur Debatte, ob er zu meiner New-Job-Party eingeladen war oder nicht.

Wir saßen zu viert an dem großen, wuchtigen, uralten Tisch, den wir von den Vormietern übernommen hatten, die ihn ebenfalls von den Vormietern übernommen hatten. Wahrscheinlich hatte dieser dunkle Holztisch schon immer in der Wohnküche gestanden. Er war das Zentrum unseres WG-Lebens und von selbigem deutlich gezeichnet. So gut wie immer saß, schrieb, aß, kochte, las oder lernte jemand an ihm und hinterließ Schrammen, Wachsflecken oder andere Spuren. Bei der Party war er das Lager unseres kulinarischen Angebots, um das herum meine Mitbewohner und ich uns versammelt hatten. Die einzigen drei Gäste, die außer Sara, Adam und Friedemann gekommen waren, interessierten sich mehr für das kostenlose Muffin-Chips-Bier-Abendessen als für mein Volontariat.

»Weltkurier, ja?«, meinte einer von ihnen. Eine Kommilitonin sagte: »Nie gehört«, nahm sich noch eine Handvoll Chips und verschwand wieder in mein Zimmer, wo sie das Bett vollkrümelte, wie ich später bemerken sollte. Nur Melanie, auch eine Studienkollegin, schien zumindest ansatzweise von meinen Zukunftsplänen wissen zu wollen, musste aber nach einer halben Stunde schon wieder nach Hause.

Adam und Friedemann hatten sich etwas genauer danach erkundigt, was der »Weltkurier« so mache, und sich dann in eine Unterhaltung über Nuklearwaffen vertieft. Nur Sara verstand in vollem Ausmaß, was diese Zusage für mich bedeutete.

Es kommt mir inzwischen vor, als sei es Jahre her, dass sie sich so offensichtlich für mich freute, mich aus ihren blauen Augen anstrahlte und alles ganz genau wissen wollte. Wie viele Mitarbeiter der Verlag habe, was meine Aufgaben wären, ob ich viel am Wochenende arbeiten müsse. Alles Fragen, auf die ich noch keine Antwort hatte.

Sara hätte sie sicher schon im Vorstellungsgespräch gestellt. Sie hätte sowieso alles besser gemacht. Oder bildete sich das zumindest

ein. Wahrscheinlich hat sie sich ihr Leben lang für was Besseres gehalten und ihre Arroganz nur getarnt.

Sie war tagelang ganz euphorisch nach meiner Zusage vom »Weltkurier«. Bei der Party hat sie mit jedem Gast bestimmt fünf Mal angestoßen: »Auf Renata!« Und in den Tagen darauf allen möglichen Leuten von meiner neuen Stelle erzählt. Meinem Professor für Neuere Deutsche Literatur, den wir zufällig im Vorbeigehen in einem Café sitzen sahen, zum Beispiel. Ich wollte sie noch aufhalten, aber da rannte Sara schon rein und überfiel ihn regelrecht.

»Haben Sie schon gehört?! Renata hat einen Arbeitsvertrag unterschrieben! Beim »Weltkurier«! Einer internationalen Zeitung!«

Der Prof lächelte leicht gequält, gratulierte mir knapp und war erleichtert, als ich es schaffte, Sara von dem Tisch wegzuzerren, an dem er mit seiner langbeinigen, langhaarigen Begleiterin saß.

»Du musst das nicht jedem erzählen«, schimpfte ich meine Freundin, heimlich geschmeichelt von ihrer Begeisterung.

Die Tage zwischen dem 28. August und dem 3. September waren unsere letzten gemeinsamen, und wir verbrachten sie zwischen unbeschwerter Leichtigkeit und einer schleichenden Bedrückung im Blick auf unsere unvermeidlich bevorstehende räumliche Trennung. In der dritten Klasse hatten wir uns am ersten Schultag nebeneinandergesetzt. Seitdem waren wir unzertrennlich. Wir hatten uns als dunkelblondes Doppelpack durch Leichtathletik-Stunden gequält und an der Geige versucht. Wir hatten lange Nachmittage damit verbracht, erst die »Wendy«, dann »Bravo Girl« und schließlich die »Brigitte« durchzublätern. Wir waren gemeinsam Fans der Kelly Family, dann von Take That und später von Anastacia gewesen. Wir hatten gleichzeitig angefangen, für den Schauspieler Jan Lauter zu schwärmen, und es gemeinsam geschafft, alle seine Filme zu sehen. Es gab nichts, was wir voreinander geheim gehalten hätten. Das erste Verliebtsein, Stress mit unseren Eltern, Angst vor Klassenarbeiten, Pausenbrote, Kajalstifte, das erste Auto, wir hatten alles geteilt. Als Ben mit mir Schluss gemacht hatte, saß sie zwei Tage lang an meinem Bett und ertrug meine Heul- und Fressanfälle. Sara war da gewesen, als mein Bruder Guido starb und als meine Eltern sich scheiden ließen. Und nach ihrem Reit-

unfall mit 14 Jahren, von dem sie bis heute ein leichtes Hinken behalten hat, war sie erst aus dem Koma aufgewacht, als ich ihre Hand gehalten und mit ihr gesprochen hatte.

Nichts hatte uns in all den Jahren trennen können. Und wir waren überzeugt, dass auch die räumliche Distanz das nicht schaffen würde.

Trotzdem tat das Kistenpacken weh, und ihre Abreise nach Mainz machte den 1. September zu einem finsternen Tag. Ich konnte damals noch nicht ahnen, wie finster der nächste erste September werden würde.

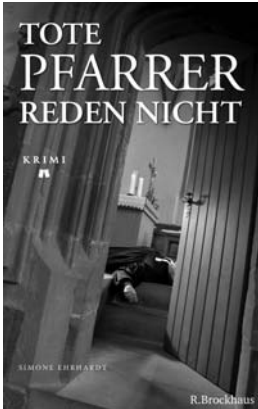
An dem 1. September im vergangenen Jahr holte Saras Vater sie mit seinem schwarzen VW-Bus ab, in dem er sonst die Bücher durch die Gegend karrte, die sein Verlag veröffentlichte. Der nicht sonderlich bekannte »Hermann-Verlag«, der nach ihm benannt war. Ich hatte nie viel mit Herrn Hermann oder seinen Büchern zu tun. Was ich weiß, ist, dass beide sich seit zwölf Jahren irgendwie über Wasser halten und auf Fachliteratur über Haustiere spezialisiert sind. »Allergien bei Tieren« und »Den Charakter meines Hundes erkennen« waren bisher die Bestseller.

Aber außer dem »Hermann-Verlag«-Schriftzug erinnerte am 1. September nichts an Haustiere oder Bücher. Der Bus war vollgestopft mit Saras Kisten und Möbeln, mit allem, was sich in vier Jahren Berlin angesammelt hatte, allem, was ihr Zimmer zu einem so freundlichen Ort gemacht hatte. Und was dann mit ihr zusammen aus meinem Leben verschwand.

»Nichts wird uns jemals trennen können«, sagte sie zum Schluss. Ihre Wangen glühten fleckig rot, wie immer, wenn sie emotional aufgelöst war. Ich nickte mit Tränen in den Augen.

Heute weiß ich, dass sie falsch lag. Aber ich weine nicht mehr.

Simone Ehrhardt



Tote Pfarrer reden nicht

160 Seiten, gebunden, Best.-Nr. 224.963

Für Penelope Plank geht in »Tote Pfarrer reden nicht« ein Traum in Erfüllung, als sie das alte Häuschen ihrer Großtante erbt. Doch als sie die Leiche des ermordeten Pfarrers in der Kirche ihres beschaulichen Städtchens entdeckt, kommt sie einem Verbrechen auf die Spur, das weit in die Vergangenheit reicht.

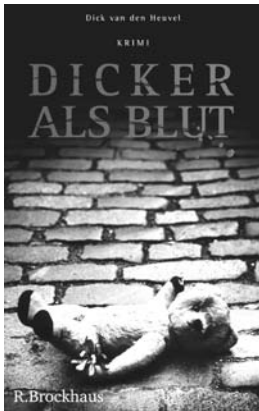


Der Tod saß mit im Sattel

208 Seiten, gebunden, Best.-Nr. 226.203

»Der Tod saß mit im Sattel« erzählt den neuen Fall der beliebten Hobbydetektivin! Kaum hat sich Penelope von ihrem letzten Abenteuer erholt, stolpert sie schon wieder über eine Leiche: Der Reitlehrer des Reitvereins ist ermordet worden, doch die Polizei tappt im Dunkeln.

Dick van den Heuvel



Dicker als Blut

144 Seiten, gebunden, Best.-Nr. 224.965

In »Dicker als Blut« wird der Sohn des erfolgreichen Geschäftsmannes Louis Boffet entführt. Doch die erwartete Lösegeldforderung bleibt aus. Die Ermittler stehen vor einem Rätsel, aber Lukas Wulfers, Pfarrer in Polizeidiensten, besitzt Fähigkeiten, mit denen die Entführer nicht gerechnet haben...



Ruckediguh – Blut ist im Schuh

160 Seiten, gebunden, Best.-Nr. 224.999

»Ruckediguh - Blut ist im Schuh« ist der zweite, spannende Krimi mit Polizeipfarrer Wulfers und dreht sich um den ungeklärten Mord an einer jungen Frau. Wulfers nimmt sich auf seine eigene, ungewöhnliche Methode der Sache an und kommt zu einem unerwarteten Ergebnis. Spannung bis zur letzten Seite!